



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Julian: Zerstreute Gedanken über Seele und Gott.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

men und den Gedanken einer Theilung Schleswigs nach der Sprachgrenze für nichts weniger als unverständlich halten, so kann man sich doch mit manchen seiner Ansichten einverstanden erklären, und auf alle Fälle gibt auch er Zeugniß, daß die Meinungen in Dänemark über die Behandlung der Schleswiger sehr getheilt sind.

### Zerstreute Gedanken über Seele und Gott.

Zerstreute Gedanken! nicht etwa eine Abhandlung: — Zerstreute Gedanken, wie sie uns bei der Lectüre einiger Schriften eingefallen sind, die von den obigen Gegenständen handeln. Zählen wir erst diese Schriften auf.

G. Th. Fehner: über die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. (Leipzig, Amelang). — Bekanntlich hat Fehner in einer halb poetischen, halb philosophischen, halb humoristischen, halb ernsthaften Schrift: „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen“, sowie in dem ausführlicheren „Zendavesta“ den Begriff der Beseelung über alles Existirende auszudehnen gesucht. Der vorliegende Versuch bewegt sich in derselben Richtung.

Ludwig Noack: die Weltperspective des Seelenscheines (in „Psyche.“ Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Leipzig, D. Wigand); sucht die obige Schrift mit ziemlicher Heftigkeit zu widerlegen.

Paul de Jouvencel: Grundzüge einer Geschichte der Schöpfung. Aus dem Französischen (Berlin, Haffelberg.) — Man lasse sich durch das Vorwort, in welchem der Verfasser verspricht, jedem, der auch noch nicht den geringsten Begriff von Mathematik oder sonst etwas hat, namentlich dem schönen Geschlecht, die Geheimnisse der Schöpfung aufzuschließen, man lasse sich auch durch die krausen und wunderlichen Expositionen über Mathematik nicht abschrecken; es ist Einiges in dem Buch recht vernünftig, und man kann viel daraus lernen.

G. H. Lewes: die Physiologie des täglichen Lebens (Leipzig, Brockhaus).

E. A. Rossmäßler: der naturgeschichtliche Unterricht. Gedanken und Vorschläge zu einer Umgestaltung desselben und Anleitung zur Beschaffung

naturgeschichtlicher Lehrmittel (Leipzig, Brandstetter); ein vortreffliches kleines Buch, das wir nur darum in diese Reihe aufnehmen, weil auch die übrigen Schriftsteller die Scheidelinie zwischen Glauben und Wissen hauptsächlich durch das Organ der Naturwissenschaft festzustellen versuchen. Diese Scheidelinie wird um so sicherer gezogen werden können, wenn man den Wissenschaften der Naturwissenschaft und der Metaphysik ihre Grenze absteckt.

Nicht Alles nämlich, was in das Gebiet der einen fällt, gehört auch in das der andern; und neben ihnen gibt es ein Reich des unmittelbaren Bewußtseins, das weder von dem einen noch von dem andern berührt wird. — Man verzeihe das Durcheinander des Folgenden; es sind eben nur zerstreute Gedanken.

— Nicht jeder klare Gedanke ist richtig; nicht jeder richtige Gedanke ist klar. —

Klar ist nur derjenige Gedanke, den ich construiren, in unmittelbare sinnliche Anschauung übersezen, als unmittelbare eigne Empfindung aufnehmen, den ich für mich praktisch verwerthen kann. Jeder Gedanke wird um so klarer, je näher ich durch Analogien mir seine Construction vermitteln kann. —

Ein Beispiel. Alle Begriffe der reinen Mathematik sind klar, weil sie nichts enthalten, als regulirte sinnliche Anschauungen. Ganz anders mit den Begriffen der Physik und Physiologie, mit den Begriffen des Werdens überhaupt.

Ein Kegel, eine Hyperbel, ein Ellipsoid ist mir ein vollkommen klarer Begriff. Dagegen ist das Gesetz der Schwere etwas, was mein eignes Bewußtsein absolut übersteigt. Der Naturforscher hat durch unzählige regulirte Beobachtungen über die Bewegung der Körper das Gesetz gefunden, daß alle Körper einander anziehen: neue Beobachtungen, auf Grund des Gesetzes angestellt, haben dasselbe bestätigt. Man hat sogar den Grad der Bewegung berechnet, man kann vermöge der Kenntniß dieses Gesetzes die Natur zwingen. — Aber mit unserm eignen Wesen hat dieses Gesetz gar nichts zu thun; es a priori aus dem Inhalt unsers eignen Geistes herleiten zu wollen, verdient mit Recht den Spott aller Naturforscher. Die Erfahrung hat das Gesetz gefunden, und wir sind damit zufrieden; wenn eine neue Erfahrung es modificirt oder ganz widerlegt, so haben wir damit auch nichts verloren. Die Klarheit unsrer Begriffe im Allgemeinen wird dadurch weder vermehrt noch vermindert.

Um mit Kant zu reden: die Schwere fällt außerhalb der „synthetischen Urtheile a priori.“ — Ein Beispiel, daß nicht bloß in der übersinnlichen Welt Gedanken vorhanden sind, die über unsern Begriff hinausgehen.

Es gibt Bedürfnisse unsers Denkens, welche uns zwingen, anzunehmen, daß, wo wir eine Wirkung wahrnehmen, eine Ursache vorhanden sein muß.

Ob wir nun aber über diese Ursache uns etwas Näheres vorstellen können, das hängt davon ab, ob Analogien vorhanden sind. Leverrier fand bei der Berechnung des Uranus, daß irgendwo auf die Bewegungen dieses Planeten eine Kraft wirken müsse, die noch unbekannt sei; vermittelt der Analogie schloß er auf einen neuen Planeten, und dieser Planet fand sich in der That. — Der menschliche Geist hat das Bedürfnis, für die unendliche Wirkung, die er Welt nennt, eine Ursache, oder für die unendliche Erscheinung ein Wesen, eine Substanz zu suchen; diese Ursache, dieses Wesen, diese Substanz nennt er Gott; da ihm aber die Analogie fehlt, so findet er durch den Syllogismus nur ein großes X, eine Hypothese, die ihm keinen klaren Begriff verschafft, ohne daß er an ihrer Wahrheit zweifelt. Der Glaube an Gott würde daher ein ziemlich leerer sein, wenn er bloß auf dem Syllogismus beruhte — vorausgesetzt, daß diese Syllogismen alle richtig sind, worüber bekanntlich die Metaphysiker noch streiten.

Wie steht es mit dem Begriff der Seele?

Ich habe einen vollkommen klaren Begriff von meiner Freiheit, trotz aller Versuche, welche die Metaphysik macht, mich zu widerlegen. Wenn ich einen Entschluß fassen will, so kann ich alle Gründe für und wider aufzählen, dieselben nach Gesetzen, die ich selbst gegeben, prüfen, gegen einander abwägen, und danach meine Wahl treffen. Der Stein kann das nicht, die Pflanze nicht, das Thier nur bis zu einer beschränkten Grenze. — Im Verhältniß also zum Thier, zur Pflanze, zum Stein bin ich frei. — Wenn der Metaphysiker mir einwendet: aber daß dir eben jene Gründe für und wider, daß dir gerade im Augenblick jene Gesetze einfallen, das liegt nicht in deiner Willkür; das bestimmt sich aus deiner Individualität, aus der menschlichen Natur überhaupt, aus dem Wetter, dem Schnupfen u. s. w., so ist mir das ganz gleichgiltig; ich weiß sehr wohl, daß die Freiheit nur ein relativer Begriff ist. — Noch mehr: ich weiß, daß ich nicht immer frei bin. Wir alle schlafen und träumen; im Traum sind wir gewiß nicht frei; manche Menschen betrinken sich, andere werden verrückt: auch dann ist es mit der Freiheit zu Ende. — Sage ich also: insofern Ich das Vermögen der Freiheit habe, bin Ich — das Wesen, das sich als identisch mit sich selbst unmittelbar weiß — eine Seele, so ist das ein vollkommen klarer Begriff, ich kann ihn praktisch verwerthen, ich kann mich in der Freiheit weiter ausbilden, durch Gymnastik des Körpers und Geistes; ich kann den Körper und den Geist, und vermittelt ihrer die Außenwelt, meinem Willen immer mehr und mehr unterwerfen. — Wenn ich mir Pflanzen und Steine beseelt vorstelle, so meine ich unter Seele etwas Anderes, es ist also im Grund nur ein Wortspiel.

Aber was die Seele nun eigentlich mehr ist als das Bewußtsein von der Möglichkeit der Freiheit — das sagt mir mein Bewußtsein nicht.

— Ich habe ein gemüthliches Interesse daran, sie mir als ungebunden vom Körper zu denken; aber da mir alle Analogien fehlen, kann es mir auch nicht gelingen, mir diesen Gedanken klar zu machen, ihn zu construiren.

Das gemüthliche Interesse wird durch den Glauben befriedigt. Der Glaube heißt (freilich noch vieles Andere; wir haben uns öfters darüber ausgesprochen, aber) hier nur: die Kraft des Geistes, sich im Interesse des Gemüths bei einem nicht klaren, nicht construirbaren Gedanken, dem auch die Erfahrung nicht zur Seite stehen kann, zu beruhigen. — Wir nennen es Kraft; die Gründe haben wir ein andermal angeführt; es kann freilich mitunter auch Schwäche sein; der Glaube ist Kraft, insofern er unser Gemüth und unsern Willen stärkt und adelt; er ist Schwäche, insofern er unsern Verstand verwirrt und träge macht.

Hat die Wissenschaft ein Interesse, den Glauben zu bekämpfen? — Nein, solange der Glaube sich nicht in Aberglauben verwandelt. — Er wird Aberglaube, sobald er 1) die Gesetzmäßigkeit unsers Denkens beeinträchtigt, d. h. mit wirklich erkannten, klaren und bestimmten Wahrheiten streitet; 2) unsern Willen lähmt, 3) unser Gewissen verwirrt. —

Ein Beispiel. — Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele befriedigt theils ein gemüthliches, theils ein moralisches Interesse. — Ein gemüthliches, denn die Liebe zu unserm Sein ist so natürlich und so stark, daß wir ein völliges Aufhören desselben schwer denken können; ein moralisches, denn wir wollen den Causalneß auch in der sittlichen Welt verfolgen. — Der Verstand kommt dann dazu, diesen Glauben nach Analogien sich auszumalen, nicht bloß bei den Philosophen, sondern auch bei den Theologen: denn die moderne Annahme von der unmittelbaren Fortdauer nach dem Tode streitet entschieden gegen die altchristliche Idee des Weltuntergangs, der darauf folgenden Wiedererweckung der Todten und dem jüngsten Gericht. — Die Philosophen haben mitunter Seelenwanderung gelehrt: doch auch nur ein Bild. — Ob dieser Glaube für unser Verhalten auf Erden nothwendig sei, wird bestritten; auf alle Fälle ist er nicht schädlich; denn wer nur aus dem gemeinen Motiv, jenseit einen Lohn zu erhalten, gut handelt, würde ohne diesen Glauben noch schlechteren Motiven folgen.

Aber der Glaube wird zum Aberglauben, sobald er aus dem Gebiet des Jenseits ins Diefseits überspielt; sobald aus den Seelen Gespenster werden. Diesen Aberglauben hat die Wissenschaft zu bekämpfen, denn er schadet allen Kräften des Menschen, dem Verstand, dem Willen, dem Gemüth. Daß die Naturwissenschaft — im Verein mit dem erhöhten sittlichen Gefühl, denn ohne das wäre sie selbst unmächtig gewesen — die Hexenproceße abgeschafft hat, ist einer der größten Fortschritte der neuen Zeit, und die Elberfelder Geschichten verrathen deutlich, daß ihre Aufgabe noch durchaus nicht zu Ende ist. — Der

Teufel mit seinem Gefolge, den Hexen, Larven und Gespenstern, gehört nicht zu den Freunden des Menschen; gegen ihn sollen wir auf der Hut sein; und wenn unser Dr. Luther das ganze Tintenfaß nach ihm warf, so ist auch jetzt die Tinte noch kein unebeneß Mittel, dieß schlechte Wesen den Menschen so verhaßt, verächtlich und lächerlich zu machen, wie es sich ziemt.

Gott dagegen ist der höchste Menschen- und Seelenfreund, und der Deismus — sowol dem Pantheismus und Atheismus als dem Teufelsdienst entgegenesetzt — wird sein schönes Werk der Läuterung und Erhebung des menschlichen Gemüths fortsetzen, nicht gegen die Wissenschaft, sondern im Verein mit der Wissenschaft. Die Metaphysik wird es wieder aufgeben, wie sie es ja früher schon einmal aufgegeben hatte, aus Gott einen klaren, d. h. konstruirbaren Gedanken machen zu wollen. Es fehlt uns die Analogie: ein Wesen, zu dem wir reden, das wir als Vater und Richter anbeten wollen, muß eine Person sein; und die Persönlichkeit, als unendlich gedacht, wiederstreitet unserm Denkvermögen — ebenso in der dreieinigen, wie in der unitarischen Form, wie als spinozistische Substanz. — Glücklich das Kind, das in seinen Analogien und Bildern noch nicht durch Vergleichung gestört, wirklich beten, d. h. mit aller Dringlichkeit eines Kindes um etwas bitten kann, wäre es auch nur um ein Spielzeug. Wer dieses Glück nie genossen, hat eins der wesentlichsten Güter entbehrt. — Die Stellung des Mannes zu Gott kann diese Naivetät nicht mehr haben; das Bild hört auf, aber es ist ein nicht zu ersetzender Verlust, wenn mit dem Bild auch das Gefühl des Wesens schwindet: er erwirbt sich die Kraft, sich bei einem nicht klaren, und doch nothwendigen Gedanken zu beruhigen, d. h. den Glauben. — Der Gedanke schien dem Kinde klar; der Mann sieht die Unklarheit ein, und doch soll die Wahrheit bleiben. — Das Kind beruhigt sich, wenn es sein Gebet gethan; das Spielzeug wird morgen kommen. Für den Mann gehört eine Kraft dazu, den Glauben ohne Bild zu erfassen: den Glauben, daß die Erscheinung auf einer Substanz ruht, und daß diese Substanz das Gute ist. Der leichte Trost: Alles, was ist, ist gut, mag den Pantheisten trösten, den entweder die Schönheit der eignen Individualität die Widersprüche der Welt vergessen läßt, oder der mit diesen Widersprüchen tändelt; der ernste Denker wird mehr wollen. — Und darum ist die Methode des alten Kant, der etwa so räsonnirte: ich will und soll das Gute, und indem ich weiß, daß ich will und soll, ergreife ich kraft meines Willens den Glauben an Gott! diese Methode ist noch immer mehr zu empfehlen, als die metaphysischen Grübeleien, wie etwa Gott beschaffen sein möge, mit Ungrund, Abgrund u. s. w.

Diese Bemerkungen drängen sich unwillkürlich auf, wenn man die zahlreiche neueste Literatur über Seele, Materie u. s. w. durchblättert. — In der Regel treffen sich die Gegensätze gar nicht. — Die Kraft zu denken: ich will!

ich soll! ich bin frei! — Die Kraft, diesem Gedanken gemäß den Willen und das Gemüth zu stählen, zu heiligen, zum Himmel zu erheben (zum Himmel, der bekanntlich auch diesseits ist), das ist das punctum saliens und das Mysterium aller Religion.

Julian Schmidt.

### Von der preussischen Grenze.

Vor den Zeiten der Hohenzollern war es die löbliche Gewohnheit des märkischen Adels, seinen Unterhalt theilweise durch Wegelagerei zu erwerben. Sie plünderten die durchreisenden Kaufleute oder wer sonst Geld hatte, und verwerfheten so die Erwerbsquelle zugleich zu einem ritterlichen Jagdvergnügen. Kurfürst Joachim fand diesen Zeitvertreib unpassend, er ließ einige von den adeligen Straßenräubern aufgreifen und hinrichten. Darauf fand er über der Thür seines Zimmers die Worte: Jochenke! Jochenke! hüte di, kriegen wi di, dann hangen wi di! — Indeß nicht der Kurfürst, sondern die Junker wurden gehängt, und der Wegelagerei ein Ende gemacht.

Im preussischen Herrenhause, im Februar des Jahres 1861, ist von den Erben der damaligen Ritter gesagt worden: unsere Namen hatten in der Mark einen guten Klang, lange bevor von den Hohenzollern die Rede war. — Die Minister Seiner Maj. des Königs Wilhelm des Ersten saßen dabei, und keinem von ihnen fiel es ein, thatsächlich zu constatiren, wie dieser Klang gelautet habe. Er lautete:

Vor Köckeritz und Lüderitz,  
Vor Quikow und vor Ipenflize  
Behüte uns, o Herre Gott!

Als unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten der Adel versicherte, durch eine Maßregel des Königs werde das Land ruinirt werden, antwortete dieser: „das glaube ich nicht. Das aber glaube ich, daß dadurch der Junker ihre Autorität ruinirt werden wird. Ich aber stabilire die Souverainität wie einen rocher von bronze!“ Dies blieb auch der Grundsatz der folgenden Regierungen.